

## Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Vor einiger Zeit erfuhr ich vom Portable Antiquities Scheme (PAS), das seit 1997 mit grossem Erfolg in England und Wales archäologische Funde, die durch die breite Öffentlichkeit gemacht wurden, dokumentiert und klare Regeln vermittelt, wie mit den Fundstücken zu verfahren sei. Ich war sofort vom PAS überzeugt, denn es bietet eine konstruktive und pragmatische Lösung für das schwierige Kapitel, wie mit Objekten, die nicht im Rahmen offizieller Grabungen gefunden wurden, umgegangen werden kann. Durch transparente Eigentumsregelungen werden die Möglichkeiten und Grenzen der Vermarktung dieser Funde festgelegt und durch ihre sachkundige Dokumentation werden die Objekte der Wissenschaft höchst gewinnbringend zugänglich gemacht. Ich bin deshalb sehr erfreut, dass Michael Lewis, Head of Portable Antiquities & Treasure am British Museum, in dieser Ausgabe von *Cahn's Quarterly* das PAS vorstellt (siehe S. 4-5).

Ich bin der Überzeugung, dass Repression der falsche Weg ist. Die Verweigerung des Dialoges ist unklug und nicht im Dienste der Sache. Das Eigentum von Bodenfunden sollte nicht verboten werden, denn Menschen haben das grundlegende Bedürfnis, ein Stückchen ihrer «Geschichte» zu besitzen, sei es aus Kunstsinn oder aus historischem Interesse. Hierfür bedarf es jedoch praktikabler und klarer Rahmenbedingungen. Das PAS entstand eindeutig aus einer Kultur des Zuhörens und ist eine unglaubliche intelligente Lösung, die unbedingt von anderen Ländern – auch der Schweiz – übernommen werden sollte.

*Jean-David Cahn*



KELTISCHER KOPF. H. 38 cm. Sandstein. Keltisch, ca. 1.-2. Jh. n. Chr. oder später. PAS Datenbank Nummer LVPL-79EA4E. Verkauft von Cahn International an der Biennale Paris 2017.

### Die Debatte

## Antworten auf ein moralisches Dilemma (2)

In der vergangenen Ausgabe von *Cahn's Quarterly* wurden einige Leserbriefe veröffentlicht, die zum Problem des Publikationsverbotes für Objekte ohne gesicherte Provenienz, das im Editorial von CQ 3/2017 erörtert wurde, Stellung nahmen. Wir drucken mit der Erlaubnis des Autors eine weitere Antwort auf die von Jean-David Cahn aufgeworfenen Fragen ab.

Lieber Jean-David

Ich erlaube mir, obwohl ich nicht zur Zunft der Kunsthändler gehöre, eine kleine Replik zu jenem Dilemma des offiziellen Publikationsverbotes für undokumentierte Antiken, also zur Frage, warum sich namhafte und deshalb marktrelevante Institute nicht offiziell zu Objekten äussern sollten, deren legale Herkunft nicht nachgewiesen werden kann und über welche erst nach 1970 schriftlichen Quellen existieren.

Um es grad vorweg zu nehmen: Ich würde gerne beliebt machen, mutig zwischen wissenschaftlichen und kommerziellen Interessen zu unterscheiden. Wie Du richtig sagst,

gibt es überhaupt keinen Grund, ein interessantes Objekt der wissenschaftlichen Neugier zu entziehen. Im Gegenteil, die Freiheit von Lehre und Forschung verlangt gerade nach einer akademischen Spekulation sogenannter okkulten Fundstücke. Sie soll und kann Herkunftslücken schliessen und Kontextvernetzungen herstellen – und zwar ungeachtet des möglichen rechtlichen Tatbestandes, dass es sich beim Objekt um ein Diebesgut oder um Grabraubkunst handelt oder handeln könnte. Zu jener Freiheit von Lehre und Forschung gesellt sich nun aber auch eine Ethik von Lehre und Forschung, die sich gerade in der Herkunftsfrage der Wahrheit und nicht der kommerziellen Opportunität

verpflichtet. Das Deutsche Archäologische Institut hat nun die Wahl, jenes Meisterwerk wissenschaftlich zu beschreiben und darauf hinzuweisen, dass die legale Herkunft des Objektes nicht geklärt, nicht über jeden Zweifel erhaben ist oder gar rechtlich nicht unbedenklich ist. In diesem letzten Fall kann man durchaus die Ansicht vertreten, dass sich ein seriöses Institut besser gar nicht zum Objekt äussert, die rechtlichen (oder sogar fahndungsrechtlichen) und kommerziellen Interessen also den wissenschaftlichen überordnet. Allerdings bin ich auch in diesem Falle der Meinung, bei einer rechtlich zweifelhaften Herkunft

## Die Debatte

die akademischen Deskriptionen und Spekulationen nicht zu zensurieren, denn man macht die illegale Beschaffung, also einen Grabungsraub nicht ungeschehen, indem man den kunsthistorischen Wert des Werkes verschweigt. Dem Kunsthandel ist damit ohnehin wenig gedient, denn ein Werk ohne einwandfreie Provenienz ist kaum verkäuflich, auch wenn es wissenschaftlich einwandfrei beschrieben worden ist.

Bei der Frage des mangelhaften Provenienznachweises würde ich zugunsten des freien Handels plädieren, das heisst, von fehlender legaler Herkunft kann man nur sprechen, wenn sämtliche Quellen vor 1970 fehlen, also nicht nur schriftliche, sondern auch photographische und restaurationshistorische Hinweise. Beim eindeutigen Fehlen von relevanten Quellen, oder bei der naheliegenden Annahme von illegalen Ausgrabungen kann mit der oben beschriebenen Publikationsbeschränkung der Handel mit zweifelhaften Artefakten durchaus eingedämmt werden. Zu dieser Frage herrschen allerdings kontroverse Ansichten.

Herzlich,  
Thomas

Thomas Christ  
Mitglied des Foundation Board des Basel  
Institute on Governance

## Ein paar Bemerkungen zum Beitrag von Thomas Christ

Ich möchte Thomas Christ für seine differenzierten Überlegungen zu diesem komplexen Thema herzlich danken. Gleichzeitig möchte ich erwähnen, dass seine Ansichten nicht in allen Belangen den meinigen entsprechen. So scheint mir die Aussage, dass eine legale Herkunft fehle, wenn es keinerlei Quellen vor 1970 gebe, zu apodiktisch und zu einfach. Auch für solche Objekte gilt meiner Meinung nach die Unschuldsumutung. Es kann sehr wohl sein, dass ein Objekt absolut legal auf den Markt oder in eine Sammlung kam, auch wenn sich keine Spuren erhalten haben, die dies belegen. Ferner bin ich der Überzeugung, dass die Wirkung eines Publikationsverbotes hinsichtlich der Eindämmung des illegalen Kunsthandels überschätzt wird und in keinem Verhältnis zum erheblichen Verlust von Wissen, der dadurch verursacht wird, steht.

Jean-David Cahn

## Für Sie entdeckt

# Tonrasseln aus der späten Bronze- und frühen Eisenzeit

Von Ariane Ballmer



Tonrasseln der Schlesischen Lausitzer Kultur, späte Bronze- bis frühe Eisenzeit, ca. 1. Hälfte 1. Jt. v. Chr. Hinten, von links nach rechts: ZWIEBELFÖRMIGE RASSEL. H. 4,4 cm. CHF 1'200. GEFÄSSFÖRMIGE RASSEL. H. 7,3 cm. CHF 1'800. ZWEI RASSELN. H. 4,5 cm, bzw. L. 8,5 cm. CHF 2'400. Vorne: KISSENFÖRMIGE RASSEL. L. 6,8 cm. CHF 1'800. Alle ehem. Slg. Siegfried Zimmer, um 1950.

Im ersten Moment präsentieren sich vorgeschichtliche Sachverhalte oft befremdlich statisch und entkoppelt von der Sinneswelt: unbeweglich, geruch- und geräuschlos. Neben der fossilisierten und lückenhaften archäologischen Situation führt das Fehlen von Schrift zudem dazu, dass die Umstände nicht einmal über Texte nachvollziehbar sind. Dennoch sind wenige archäologische Objektkategorien überliefert, die einen Zugang zur bewusst erzeugten und erlebten Geräuschwelt eröffnen – so etwa Rasseln, also Rhythmusinstrumente.

Rasseln aus Ton kommen in Europa vereinzelt ab der Frühbronzezeit vor, also ab dem 2. vorchristlichen Jahrtausend, und zwar insbesondere in der Donau-Theiss-Region. Ab der späten Bronzezeit weitet sich das Verbreitungsgebiet merklich aus. Der Zeitraum zwischen ca. 1050 und 500 v. Chr. bildet schliesslich einen Schwerpunkt für das Vorkommen der mitteleuropäischen prähistorischen Tonrasseln. Die hier präsentierten Objekte sind in der Region Schlesien (Süd-

westpolen) entdeckt worden, welche dem Kerngebiet der sogenannten Lausitzer Kultur entspricht. Die Lausitzer Kultur ist von ca. 1400-500 v. Chr. fassbar und fällt damit allgemein in die Spätbronze- und Früheisenzeit. Während dieser Zeitspanne gilt sie als vorherrschende Kulturgruppe im östlichen Mitteleuropa, wobei ihre Bedeutung unter anderem anhand entwickelter Metallverarbeitungstechniken sowie eines weiträumigen Austauschnetzwerks nachvollziehbar ist. Kennzeichnend für die Lausitzer Kultur sind insbesondere ausgedehnte, über mehrere Generationen hinweg genutzte Gräberfelder mit Urnenbeisetzungen, die von reichen Gefässkeramikausstattungen begleitet werden.

Aus dem Verbreitungsgebiet der Lausitzer Kultur ist ein breites Spektrum an Rasselformen bekannt, wobei diese einerseits Alltagsmotive stilisieren (z.B. Tiere, Keramikgefässe, oder essbare Pflanzenbestandteile wie Früchte, Gemüse und Wurzelknollen) und andererseits auch abstrakte geometrische Formen wiedergeben. Grundsätzlich wird für die Her-

stellung ein feiner Ton verwendet. Um den Hohlraum zu bilden, werden von Hand zwei Hälften geformt und zusammengesetzt. Bei den vorliegenden Exemplaren sind die entsprechenden Nahtstellen sauber verstrichen und deswegen kaum sichtbar. Die hohlen tönerne Körper sind mit kleinen, beweglichen Elementen, Steinchen oder Tonkügelchen, gefüllt. Offenbar bewusst berücksichtigte Faktoren wie das Volumen des Resonanzraums, die Dicke und Härte der Wände, Grösse, Gewicht und Menge an Rasselpartikeln beeinflussen die Lautstärke und Helligkeit des Geräuschs. Letztere ist teilweise durch das Anbringen von kleinen Öffnungen im Resonanzraum zusätzlich optimiert worden. Auffällig ist auf jeden Fall die Qualität des Geräuschs, wenn die beweglichen Teilchen auf die Innenseiten der Rasselwandung treffen: Es ist fein, hell und überraschend leise. Die Tonlagen und Klangfarben sind dabei von Rassel zu Rassel unterschiedlich.

Aus dem Lausitzer Kontext sind Tonrasseln die einzigen überlieferten, eindeutig identifizierbaren Geräuschinstrumente. Diverse Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, die mitunter auch geräuscherzeugend sein können, sind wiederum regelhafter Bestandteil des Objektspektrums; so sind etwa bronzene («Klapper-»)Gehänge an Ringen, Ketten und Gürteln mit einer akustischen Funktion zu erklären. Im prähistorischen Europa sind einige Musik- und Geräuschinstrumente, bzw. Reste davon, bekannt, insbesondere Perkussionsinstrumente wie Trommeln, oder Blasinstrumente wie Pfeifen, Flöten oder Blashörner. Einen musikarchäologisch prominenten Platz nehmen die spätbronzezeitlichen Luren (Blasinstrumente aus Bronzeblech) aus dem nordischen Kreis ein. Wenn auch unbedingt davon auszugehen ist, dass das bewusste und kontrollierte Erzeugen und Rezipieren von Geräuschen und Tönen in der damaligen Lebenswelt eine wichtige Rolle gespielt hat, bleiben entsprechende Zeugnisse im archäologischen Befund auffällig rar. Dieser Umstand dürfte unter anderem mit den Erhaltungsbedingungen sowie mit der Auffindungswahrscheinlichkeit zusammenhängen (man denke beispielsweise an Instrumente aus organischem Material). Vor diesem Hintergrund nehmen die Tonrasseln eine umso bedeutendere Rolle ein.

Die Rasseln als einfaches Kinderspielzeug zu interpretieren, greift unter Berücksichtigung der archäologischen Verhältnisse definitiv zu kurz. Sicherlich werden Lausitzer Tonrasseln regelmässig in Kindergräbern gefunden, aber keinesfalls ausschliesslich. So sind durchaus auch Erwachsenengräber mit Rasseln ausgestattet. Wiederum kann die Tatsache, dass Rasseln in den Hinterlassenschaften der Lausitzer Kultur weitestgehend in Grabkontexten entdeckt werden, dage-



Tonrasseln der Schlesischen Lausitzer Kultur, späte Bronze- bis frühe Eisenzeit, ca. 1. Hälfte 1. Jt. v. Chr. Links: VOGELGESTALTIGE RASSEL. H. 5,5 cm. CHF 2'200. Rechts: VOGELGESTALTIGE RASSEL. H. 4,8 cm. CHF 2'200. Beide ehem. Slg. Siegfried Zimmer, um 1950.

gen kaum in Siedlungen, mit einem bewusst gepflegten Brauch erklärt werden. Naheliegender wäre eine Funktion im zeremoniellen Leichenmahl. Tatsächlich dürften Rasseln womöglich gleichzeitig auch im Alltag im Einsatz gewesen sein, etwa in kultischen und magischen häuslichen Ritualen (beispielsweise bei der Kommunikation mit Geistern, der Unheil-Abwehr usw. – das Spektrum an Möglichkeiten ist überaus breit).

Als stilisierende und miniaturisierende Referenzen auf Gebrauchsgegenstände oder Tiere sind die Rasseln aber auch *Symbole*. Lochungen oder Standflächen weisen auf das Bedürfnis hin, die Rasseln ausserhalb ihres aktiven Einsatzes in einer bestimmten Stellung aufzuhängen, bzw. aufzustellen. Dies verweist auf den ästhetischen wie auch den symbolischen Wert der Stücke, die offenbar (auch) in Ruheposition als Zeichen lesbar sein sollen. Neben abstrakten Formen, und solchen, die an Keramikbehältnisse anlehnen, fallen die vogelgestaltigen Exemplare besonders auf. In der tendenziell bildarmen mitteleuropäischen Bronzezeit sind Vogel-darstellungen ein zentrales Element der mythologischen Ikonografie. Deren Hauptthema ist die zyklische Reise der Sonne, welche von einem Vehikel – einem Schiff, Wagen oder eben einem Vogel – über das Firmament gezogen wird. Dem (Wasser-)Vogel wird in der bronzezeitlichen Vorstellungswelt also eine vermittelnde Rolle zwischen den verschiedenen Ebenen der kosmologischen Ordnung zugestanden: Er vermag sich zwischen den Sphären der Lebenden und der Toten, sowie des Übernatürlichen zu bewegen. Das symbolgeladene Motiv des (Wasser-)Vogels wird alsdann sehr restriktiv und nur auf ausge-

wählten Trägern wiedergegeben. Dass der Vogel in dieser Zeit ausgerechnet in einem Geräuschinstrument vergegenständlicht wird, ist einerseits als Beleg der ursprünglichen Verbindung von Musik und Kult zu verstehen, und verweist andererseits auf den Stellenwert der akustischen Stimulation in der Ritualzeremonie.

Die hier vorgestellten Rasseln erweitern die archäologische Kenntnis zur Lausitzer Kultur um eine sensorische Komponente, nämlich die der akustischen Erfahrung. Damals werden die Rasseln als transzendente Medien die Kontaktnahme mit dem Übernatürlichen erlaubt haben. Heute, rund 3000 Jahre später, vermögen sie die Distanz zu einer vergangenen Realität zu überbrücken, indem sie uns ein einstiges Hörerlebnis unmittelbar nahebringen.

## Impressum

Herausgeber  
Jean-David Cahn  
Malzgasse 23  
CH-4052 Basel  
+41 61 271 67 55  
mail@cahn.ch  
www.cahn.ch

Redaktion  
Jean-David Cahn  
Yvonne Yiu

Autoren  
Ariane Ballmer  
Jean-David Cahn  
Martin Flashar  
Ulrike Haase  
Michael Lewis  
Yvonne Yiu

Übersetzungen  
Yvonne Yiu

Fotos  
Niklaus Bürgin  
Ulrike Haase  
Eugen Leu

Gestaltung  
Michael Joos  
Yvonne Yiu

Druck  
Druckerei Deiner  
www.druckerei-deiner.de

# Die Vergangenheit bewahren

Zum Erfassen von archäologischen Funden, die durch Privatpersonen gemacht wurden

Von Michael Lewis



Metalldetektorgänger in Hertfordshire, die an einer archäologischen Kampagne teilnehmen.

Das Altertümer-Gesetz in Grossbritannien zählt zu den liberalsten in Europa. Es ist legal, nach Altertümern zu suchen und da es für archäologische Tätigkeiten keine Zulassungsbeschränkung gibt, kann sich jeder auf diesem Feld betätigen. In England und Wales ist es der Grundbesitzer, nicht der Staat, der normalerweise Anrecht auf den Besitz von Gegenständen hat, die auf seinem Grund gefunden wurden. Es könnte den Anschein haben, dass diese Situation das historische Erbe gefährden würde, doch die letzten 20 Jahre haben ein viel positiveres Bild gezeichnet. Obschon einzelne skrupellos handeln, arbeiten die meisten Personen, die nach archäologischen Gegenständen suchen (in der Regel Metalldetektorgänger) innerhalb der Grenzen des Gesetzes und melden ihre Funde.

Die wichtigsten Instrumente, die dem Staat zum Schutz von Altertümern zur Verfügung stehen, sind der *Ancient Monuments & Archaeological Areas Act 1979*, welcher erlaubt, Monumente unter Denkmalschutz zu stellen, und der *Treasure Act 1996*. In England gibt es fast 20'000 denkmalgeschützte Monumente, in deren Bereich es gesetzeswidrig ist, Grabungen durchzuführen. Diese Einschränkung schliesst die Verwendung von Metalldetektoren mit ein. Ferner verlangt der Staat, dass alle Personen (auch Archäologen), die als *Treasure* eingestufte Gegenstände finden, diese melden müssen. Dem *Treasure Act* zufolge müssen alle Gegenstände, die mindestens 300 Jahre alt sind und mehr als 10 % Gold oder Silber enthalten, gemeldet werden. Ferner gelten Münzen, sofern

zwei oder mehr zusammen gefunden wurden, als *Treasure*, wenn sie mindestens 300 Jahre alt sind. Ab einer Hortgrösse von zehn Münzen gelten auch solche aus unedlen Metallen als *Treasure*. Alle weiteren Gegenstände, die zusammen mit einem *Treasure* gefunden wurden, gelten als potentiell *Treasure*. Dasselbe trifft zu für prähistorische Ensembles aus unedlen Metallen sowie für Funde, die als *Treasure Trove* bezeichnet werden.



Angelsächsische Gurtbeschläge im Winchester-Stil aus Dorset, Kupferlegierung, (PAS: DEV-264F62), vom PAS dokumentiert.

Der *Treasure Act* ermöglicht es Museen, die wichtigsten archäologischen Funde zu erwerben. Im Falle eines Ankaufes, wird eine Belohnung ausbezahlt, die dem Marktwert des Fundstückes entspricht. Üblicherweise wird dieser Betrag zwischen dem Finder und dem Grundbesitzer hälftig aufgeteilt. Eine Werteschätzung für das Objekt wird vom (unabhängigen) *Treasure Valuation Committee* abgegeben und muss vom *Secretary of State* bestätigt werden. Kaufen Museen *Treasure*-Funde nicht, werden sie freigegeben (*«disclaimed»*)

und dem Finder oder Grundbesitzer zurückgegeben. Seit dem Inkrafttreten des *Treasure Act* hat die Anzahl von gemeldeten Fällen von 201 im Jahr 1998 auf 1268 im Jahr 2017 zugenommen.

Im Jahr 1997 führte die Regierung ein Pilotprojekt ein, mit dem Ziel, das freiwillige Erfassen aller archäologischen Funde, die nicht in den Geltungsbereich des *Treasure Act* fallen, zu fördern. Hierzu wurde ein nationales Netz von Archäologen aufgebaut, die als sogenannte *Finds Liaison Officers (FLOs)* für das *Portable Antiquities Scheme (PAS)* arbeiten. Das PAS wird durch das British Museum und das National Museum of Wales geleitet und durch Regierungszuschüsse sowie durch Beiträge von lokalen Partnern finanziert. Es ist das Hauptziel des PAS, den Zuwachs des Wissens zu fördern, indem es archäologische Funde, die durch Privatpersonen gemacht werden, erfasst. Die 40 FLOs sind in Museen und anderen Kulturerbe-Einrichtungen domiziliert und haben bislang über 1,3 Millionen Funde dokumentiert (vgl. <http://finds.org.uk>). Obwohl diese Daten für die Öffentlichkeit online zugänglich sind, werden die genauen Angaben zu den Fundorten nur Archäologen und *Bona-fide*-Forschern mitgeteilt. Der Grossteil dieser Funde wurde mithilfe von Metalldetektoren gemacht, meist auf Kulturland, wo sie durch landwirtschaftliche Aktivitäten gefährdet sind.

Mindestens 615 Forschungsprojekte haben bislang PAS-Daten verwendet, darunter diejenigen von 127 Doktoranden. Als Beispiele seien ein Projekt, welches «Hortsitten» im eisenzeitlichen und römischen Britannien untersucht (Universität von Leicester) und «EngLald» (Oxford), welches Veränderungen in der englischen Landschaft zwischen ca.1500 v. Chr. und 1086 n. Chr. analysiert, genannt. Aktuell in Arbeit sind beispielsweise die Dissertation von Rob Webley (York), welche die charakteristischen Merkmale von Metallarbeiten der anglo-normannischen Periode erforscht, und diejenige von Sam Rowe (Huddersfield), die sich mit dem Erhaltungszustand von Metallartefakten aus dem Ackerboden befasst. PAS-Daten werden auch vom *Historic Environment Records* zur Entwicklungskontrolle und für anderweitige archäologischen Arbeiten verwendet.

Es ist von grossem Vorteil für das PAS, dass seine FLOs mit regionalen Museen und ande-

ren Kulturerbe-Einrichtungen eng verbunden sind. Die FLOs besuchen regelmässig Metall-detektorklubs und örtliche Vereine, um Vorträge zu halten und für ihre Sache zu werben. Ein jeder könnte archäologische Gegenstände finden und deshalb ist es wichtig, alle zu erreichen. Ferner bietet seit 2015 das durch die *Heritage Lottery* finanzierte Projekt *PAS Explorers* Interessenten die Gelegenheit, sich als Freiwillige für das PAS zu betätigen und so mehr über die Archäologie zu erfahren.

Das PAS fördert die besten archäologischen Praktiken. Die Verwendung von Metalldetektoren kann für die Archäologie schädlich sein, und deshalb werden die Benutzer dieser Geräte ermutigt, den *Code of Practice for Responsible Metal Detecting in England and Wales* zu befolgen. Dieser Verhaltenskodex beschreibt, wie man sich vor, während und nach Metalldetektorgängen verhalten sollte. Er ist freiwillig und nicht rechtswirksam; allerdings verlangen einige Grundbesitzer von Metalldetektorgängern, dass sie ihn befolgen. Ebenso muss der Code auf dem Land befolgt werden, das «under stewardship» ist, d.h. wo die Grundbesitzer Subventionen für die Bewirtschaftung ihres Bodens erhalten. Ferner arbeitet das PAS eng mit der Polizei und anderen Gesetzesvollzugsbehörden zusammen, um die illegale Verwendung von Metalldetektoren zu bekämpfen.

Obwohl einige Archäologen es gerne hätten, dass alle archäologischen Funde in Museumsbesitz gelangen würden, sind die meisten Museen recht selektiv in ihren Ankäufen. Tatsächlich werden viele *Treasure*-Funde nicht angekauft. Die Gründe hierfür sind vielschichtig. Meist aber sind die unerwünschten Gegenstände schlechte Beispiele oder gängige Typen, doch manchmal können die Museen Objekte nicht ankaufen, weil die Kosten zu hoch sind. Das PAS spielt deshalb eine wesentliche Rolle in der Erhaltung der Spuren der Vergangenheit.



Dr Michael Lewis ist Head of Portable Antiquities & Treasure am British Museum. Er ist Fellow of the Society of Antiquaries of London, Member of the Chartered Institute of Archaeologists und Liveryman of the Worshipful Company of Art Scholars. Sein besonderes Interesse gilt der materiellen Kultur des Mittelalters.

## Meine Auswahl

# Eine Pelike mit Dipinto

Von Jean-David Cahn



ROTFIGURIGE PELIKE. H. 14,4 cm. Ton. Attisch, 2. Hälfte 5. Jh. v. Chr.

CHF 28'000

Vor kurzem erwarb ich eine kleine, attisch rotfigurige Pelike von aussergewöhnlich guter Erhaltung. Das Gefäss ist intakt, der Firnis tief schwarz-blau und die Malerei von grosser Frische. Auf jeder Seite steht ein Jüngling. Obwohl sie durch den Henkel getrennt werden, sind sie einander zugewandt, im ernstesten Gespräch vertieft. Der Jüngling, der streng aufrecht steht und ganz in seinen Mantel gehüllt ist, scheint die führende Persönlichkeit zu sein. Der andere Jüngling blickt versunken zu Boden. Seine Unsicherheit oder Unschlüssigkeit widerspiegelt sich im labilen Standmotiv: Ein Fuss ist nach hinten gestellt und er lehnt sich, auf den attischen Bürgerstock gestützt, nach vorne. Worüber sie wohl sprechen? Den Inhalt ihres Gesprächs können wir nur erraten.

Bemerkenswert ist, dass die feine, in den Ton geritzte Vorzeichnung bei beiden Figuren deutlich sichtbar ist. Sie zeigt die Umrisse der nackten Körper und stellenweise auch die Gewandfalten. Sie diente dem Künstler als Orientierung, wobei dieser sich eine gewisse Freiheit bei der farbigen Ausführung erlaubte. Der Maler ist zweifelsohne ein sehr guter, auch wenn sich seine Identität unserer Kenntnis entzieht.

Doch die eigentliche Überraschung wird erst ersichtlich, wenn man das Gefäss umdreht: Auf dem Boden ist ein karikiertes Gesicht fein eingraviert und nachgezeichnet! Das ist höchst ungewöhnlich. Mit seinen grossen Lippen, dicker Nase und hervorspringendem Kinn scheint eine ganz bestimmte Person gemeint zu sein – jemand aus der Werkstatt oder gar der Künstler selbst? Wir befinden uns in einer Zeit, in der die ersten Ansätze des Porträts fassbar werden. Man könnte deshalb anhand dieses Gefässes eine Diskussion beginnen, inwiefern Karikaturen zur Entwicklung dieser neuen Gattung beigetragen haben, indem sie sich vom idealisierend-kanonischen Menschenbild entfernen und das Besondere am Erscheinungsbild einer Person suchen und – allerdings noch überzeichnet – wiedergeben.





MOSAIK MIT SEGELNDEM EROS. H. 62 cm. Weisse, dunkelgraue, braune, gelbe, rote, grüne und schwarze Steintesserae. Der kindliche, geflügelte Eros steht auf dem Hals einer schlanken Transportamphora, auf der er durch die fischreiche See nach links segelt. Zwei Ecken des rechteckigen Segels, das sich im Wind bläht, hat er hierzu an den Griffen der Amphore befestigt. Die beiden anderen Ecken hält er mit beiden Händen fest. Um ihn herum Fische und eine Sepia. Fragment eines Bodenmosaiks, wohl aus einem Triclinium. Wenige Tesserae fehlen; einige Lücken sind mit Mörtel verfüllt. Moderne, leicht beige getönte Zement-Fassung im weissem Metallrahmen. Die Darstellungen von Speisefischen waren in der gesamten römischer Zeit besonders in den Triclinia beliebt. Passend erscheint auch die Transportamphora, deren Form stark an die italische Dressel 1 Amphora erinnert, die zum Transport von Wein genutzt wurde. Vorm. französische Privatslg., erworben vor 1970. Danach Privatslg. Belgien. Römisch, 2.-3. Jh. n. Chr. CHF 38'000



FLASCHE MIT GLASFADENDEKOR. H. 14 cm. Auberginefarbenedes Glas. Der kugelige Gefässkörper ist mit einem weissen Glasfaden dekoriert, der sich vom Mittelpunkt des Bodens aus spiralförmig nach oben windet und hierbei immer feiner wird. Seine Struktur verliert sich schliesslich im unteren Drittel des langen, röhrenförmigen Halses. Trichterförmige Mündung mit nach innen umgeschlagenem Rand. Auf dem Hals der Ansatz oder Rest eines weiteren Glasfadens. Gefässkörper intakt. Vorm. Christopher Sheppard, Londoner Kunstmarkt bis 1980. New Yorker Kunstgalerie bis 1990. Privatslg. Martin Wunsch, New York, 1980er-1990er Jahre. Römisch, östlicher Mittelmeerraum, 1.-2. Jh. n. Chr. CHF 4'600



PILGERFLASCHE. H. 15,8 cm. Fayence. Runder, plattbauchiger, türkis glasierter Gefässkörper mit kurzem, röhrenförmigem Hals und zwei kleinen, seitlich anschliessenden Schlaufenhenkeln. Boden mit kleinen Rissen. Wenige Farbabspalterungen. Vorm. Privatslg. New Jersey, USA, erworben in den 1990er Jahren. Vorderer Orient, 1.-3. Jh. n. Chr. CHF 2'400



OINOCHOE MIT LÖWENKOPFAPPLIKE (GNATHIA-WARE). H. 21,7 cm. Ton, Schwarzfirnis, rote, weisse und gelbe Deckfarbe. Bauchige, schwarzgefirnisste Kanne mit Kleeblattmündung auf flachem, profiliertem Standring. Um den Gefässhals weiss-gelbe Ranke, daran herabhängend eine weiss-gelbe, weibliche Theatermaske sowie rote Binden und weiss-gelbe Zweige. Am Henkelansatz plastische, polychrome Löwenkopffaplike. Über dem Fuss geröteter, tongrundiger Streifen. Farbe an wenigen Stellen abgerieben. Mündung leicht bestossen. Vorm. Slg. A. Raifé (1802-1860). Publ.: F. Lenormant, Description des antiquités composant la collection du feu M.A. Raifé (Paris 1867) 181, Nr. 1420 (altes Sammlungsetikett auf der Unterseite der Vase). Danach Privatslg. Paris, erworben 1990. Westgriechisch, apulisch, letztes Viertel 4. Jh. v. Chr. CHF 15'000



TOPF. H. 10,5 cm. Auberginefarbenes Glas. Gedrängt kugeliger Körper auf kegelförmig eingestochenen Boden mit Heftnarbe. Kurzer, breiter Hals. Die hohe Mündung in der Mitte eingezogen, die Lippe einwärts gerichtet. Regenbogenfarbige Irisierung. Intakt. Vorm. Christopher Sheppard, Londoner Kunstmarkt bis 1980. New Yorker Kunstgalerie bis 1990. Privatslg. Martin Wunsch, New York, 1980er-1990er Jahre. Römisch, östlicher Mittelmeerraum, 3.-4. Jh. n. Chr. CHF 4'000



AMPHORISKOS. H. 10,9 cm. Auberginefarbenes Glas. Sich verjüngender Gefässkörper auf einem aus der Wandung gedrückten Standring. Kurzer Hals mit Trichter-mündung und nach innen umgelegtem Rand. Boden leicht hochgestochen und mit Spuren der Heftnarbe. Zwei separat angesetzte Henkel. Versinterung an Henkeln und im Inneren. Bruch durch den Hals. Leichte Irisierung. Vorm. Christopher Sheppard, Londoner Kunstmarkt bis 1980. New Yorker Kunstgalerie bis 1990. Privatslg. Martin Wunsch, New York, 1980er-1990er Jahre. Römisch, östlicher Mittelmeerraum, 3.-4. Jh. n. Chr. CHF 2'400



EPICHYSIS (GNATHIA-GATTUNG). H. 18,3 cm. Ton, schwarzer Glanzton, weisse und gelbe Farbe. Birnenförmig; Schnabelausguss; hoher Schlaufenhenkel; profilierter Fuss. Gegenständiger Weinrankendekor; Ornamentfrieze. Am Henkelansatz Kopffapliken. Körper intakt; Henkelfragment wieder angesetzt. Ehem. Schweizer Kunstmarkt, vor 2014. Westgriechisch, apulisch, 3. Viertel 4.-Anfang 3. Jh. v. Chr. CHF 1'200



ROTFIGURIGE LEKYTHOS. H. 11,4 cm. Ton. Gefäss mit schlankem Hals, Trompetenmündung, leicht ausladendem Körper und Tellerfuss (Petit-Palais-Typus). Auf der Schulter Strichfries und vier Palmetten. Der Gefässkörper nach oben durch ein umlaufendes Mäanderband begrenzt. Manteljüngling mit Knotenstock nach links. Weisse Binde im Haar. Die Gesichtszüge mit dem schweren Kinn sind typisch für den sog. Strengen Stil. Kleinere Bestossungen retuschiert, partiell Farbabrieb. Ehem. Nachlass einer Schweizer Privatsammlerin, erworben 1987 bei Fortuna, Zürich. Attisch, um 480 v. Chr. CHF 2'800



SCHALE MIT VERZIERTEM RAND. Dm. 17 cm. Gelbgrünes Glas. Glockenförmiger Gefässkörper auf niedrigem, trichterförmigem Standfuss, der mit feinen Schrägriefen verziert ist. Weit ausladende Mündung; die verdickte Lippe durch einen Steg abgesetzt und sektionsweise mit feinen Punkteinstichen versehen, wodurch der Rand eine dekorative Rhythmisierung erhält. Auf der Unterseite der Mündung am Übergang zum Körper ein dünner, aufgesetzter Glasfaden. Silberglänzende Irisierung. Intakt. Vorm. Privatslg. Martin Wunsch, New York, 1980er-1990er Jahre. Römisch, 3.-4. Jh. n. Chr.

CHF 5'500



FLASCHE MIT VIER HENKELN. H. 10,4 cm. Gelbliches Glas. Bauchiger Gefässkörper auf hochgestochenen Boden; Heftnarbe. Der breite Hals weitet sich trichterförmig. Der abgesetzte Mündungsrand mittig eingezogen und nach innen umgelegt. Vier separat angesetzte Henkel verbinden Lippe und Schulter. Gefässkörper intakt. Zwei Henkel wieder angesetzt. Vorm. Christopher Sheppard, Londoner Kunstmarkt, 1980. New Yorker Kunstgalerie, 1990. Danach Privatslg. Martin Wunsch, New York, 1980er-1990er Jahre. Römisch, östlicher Mittelmeerraum, 3.-5. Jh. n. Chr.

CHF 5'800

VOTIVGABE IN FORM EINES FUSSES. H. 16,3 cm. Beiger Ton, rote Bemalung. Rechter Fuss, der in erster Linie durch die sorgfältige, anatomisch präzise Modellierung der einzelnen Knochen und Sehnen besticht. Auf kräftiger Schuhsohle, die auf der Unterseite zwei runde Löcher aufweist. Ein weiteres Loch mittig des am oberen Abschluss leicht konvex gearbeiteten Beinansatzes. Grossflächig Reste der kräftig-roten Bemalung erhalten. Leicht bestossen. Körperteile wie Augen, Ohren, (Halb-)Köpfe, Hände, Füße oder auch Eingeweide und Geschlechtsteile waren beliebte Votive in Heil- und Fruchtbarkeitsheiligtümern und im gesamten italischen Raum, vor allem in Etrurien, verbreitet. Sie dienten dazu, der Gottheit Dank für erfahrene Heilung abzustatten oder der Bitte um Hilfe grösseren Nachdruck zu verleihen. In seltenen Fällen war die pathologische Veränderung des Organs explizit mit angegeben. Ehem. Slg. P. C., Nürnberg, vor 1980. Etruskisch, 3. Jh. v. Chr.

CHF 2'800



OBERTEIL EINER FRAUENSTATUETTE. H. 10,3 cm. Terrakotta, polychrom bemalt. Das hübsche Fragment zeigt eine junge Frau mit Melonenfrisur. Die noch gut erhaltene Polychromie lässt ihre lieblichen Gesichtszüge ausgesprochen lebendig erscheinen. Augen und Brauen sind schwarz, die Lippen rot bemalt. Für die Hautfarbe wurde ein oranger Farbton gewählt. Er setzt sich über Hals und die linke Brust fort. Diese ist demnach entblösst, während die andere von einem Mantel mit kräftiger Saumkante bedeckt wird, der gleichzeitig über den Kopf gezogen ist und partiell grüne Farbreste aufweist. Es dürfte sich demnach bei der Dargestellten um die Göttin Isis bzw. die im ptolemäischen Ägypten mit ihr gleichgesetzte Aphrodite handeln. Möglicherweise war sie als Kourotrophos, d.h. mit Kind dargestellt. Um den Hals eine in roter Farbe angegebene Kette. Grossflächig Reste der weissen Engobe sowie schwarze Farbreste im Haar. Ehem. Privatslg. Rhode Island. Ptolemäische Zeit, 3. Jh. v. Chr.

CHF 1'600





FRAGMENT EINES PILASTERKAPITELLS MIT POLYCHROMIE. H. 28 cm. Marmor. Volute zwischen Akanthusblättern, darüber eine Hohlkehle mit alternierenden Akanthus- und Lanzettblättern. Den oberen Abschluss bildet ein lesbisches Kyma. Reste von Polychromie erhalten. Rechte untere Ecke bestossen. Ehem. Slg. Marchioness von Dufferin und Ava, 1960-70er Jahre. Davor Slg. Julian Sands. Römisch, 2. Hälfte 1. Jh. n. Chr. CHF 16'000



HAHN. H. 12,5 cm. Ton. Matrizengeformte Terrakotta-statuetten, innen hohl. Der Hahn sitzt aufrecht mit hochgerecktem Hals. Oberfläche bestossen. Ockerfarbener Ton mit rötlichen und weissen Farbspuren. Ehem. The Fine Arts Museum, San Francisco, USA, erworben im späten 19. oder frühen 20. Jh. Verkauft zugunsten des Acquisition Fund. Ein altes Nummernetikett sowie zwei handschriftliche Inventarnummern auf der Unterseite der Statuette. Griechisch, 5. Jh. v. Chr. CHF 1'200



FISCHTELLER. Dm 18,6 cm. Ton, weisse und rosa Farbe. Flacher Teller auf kurzem Standfuss mit weit überhängender Lippe, deren Aussenseite ein Wellenband schmückt. In rotfiguriger Technik vier Brassen gegen den Uhrzeigersinn um die Mitte schwimmend. Rosette in der Mittelvertiefung. Aus grossen Fragmenten zusammengesetzt. Ehem. Privatslg. L.A. County, USA, erworben vor 2000. Westgriechisch, apulisch, ca. 340-320 v. Chr. CHF 8'800

DRAPIERTE «TANAGRÄERIN». H. 13,8 cm. Ton. Im Kontrapost auf einem kleinen Podest stehende Frau, mit Chiton und Mantel bekleidet, den Blick tugendhaft gesenkt. Ihr rechter Arm ist in die Hüfte gestemmt; die linke Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger ruht über der linken Brust. Der in eine Vielzahl von feinen Fältchen zergliederte Mantel, den sie über ihr Haupt gezogen hat, verhüllt den gesamten Körper bis auf Kniehöhe und gibt lediglich den Blick auf die fein geschnittenen Gesichtszüge preis. Deutlich zeichnet sich der Knoten, zu dem das Haar am Hinterkopf gebunden ist, unter dem feinen Stoff des Mantels ab. Der Chiton fliesst faltenreich bis auf den Boden herab und offenbart lediglich die Fussspitzen. Reste der weissen Grundierung sowie hellblaue und rosafarbene Farbreste. Chiton an der Rückseite glatt gearbeitet; rundes Brennloch. Vorder- und Rückseite separat gefertigt. Zwei kleine Reparaturen an der Basis. Privatslg. B.-S., Schweiz, erworben bei Christian Grand, Zürich, April 1967. Griechisch, 3. Jh. v. Chr. CHF 4'400

PRACHTVOLLER FINGERRING MIT EROTEN. H. 2,4 cm. Gold, Granat. Der rundgebogene Reif läuft zu beiden Enden hin in detailreich gearbeitete Eros-Statuetten aus. Der Gott ist, wie so häufig, als nackter, geflügelter Knabe mit rundlichen Körperproportionen wiedergegeben. Sein linker Arm ist erhoben; die rechte Hand balanciert eine Kugel. An Kopf und Flügelspitzen angrenzend eine Doppelfassung, bestehend aus zwei miteinander verbundenen, kastenförmigen Elementen ovaler Form, in die jeweils ein Granatacabochon eingefasst ist. Die Darstellung des Eros als nackter, geflügelter Knabe mit etwas fülligeren Körperproportionen bildet in spätclassischer und hellenistischer Zeit ein beliebtes Motiv und begegnet insbesondere in der Goldschmiedekunst. Ein Eros mit minimaler Fehlstelle in der Oberfläche, sonst intakt. Ehem. Privatslg. London, im Familienbesitz seit den 1970er Jahren. Griechisch, spätes 4.-2. Jh. v. Chr. CHF 8'800



FINGERRING. Dm. 1,6 cm. Gold, blaues Glas. Der breite Reif ist beidseitig mit feinen Spiraldrähten besetzt. Eine runde Goldblechplakette mit hochgebogenem Rand fasst einen blauen Glascabochon; der Rand der Plakette mit Spiraldraht besetzt. Die Fassung wird von zwei Traubenbündeln aus Goldkugeln gerahmt, von denen eines verloren ist. Rand der Fassung mit kleineren Fehlstellen. Ehem. Slg. Michael Michaelides (1923-2015), London, aufgebaut in den 1950er-1970er Jahren; erworben Sotheby's London, 8. Januar 1968, Los 162. Römisch, 2.-3. Jh. n. Chr. CHF 2'400



EIN PAAR OHRRINGE. L. 2,9 cm. Karneol, schwarze Glaspaste. Bügelohrringe mit aufgelöteter, querovaler Kastenfassung. Darin eingelassen ein ovaler Karneol mit zur Rückseite abgeschrägter Kante. Anhänger in Form eines kurzen Spiraldrahtes mit aufgezogener Glasperle und Doppelvolute als oberen Abschluss. Das originale Bügelende zur Fixierung eines modernen Steckers umgebogen. Fassungsrand bei einem Ohrring an einer Stelle leicht eingedrückt, sonst hervorragend erhalten. Ehem. Frank Sternberg, Zürich, vor 2000. Römisch, 2.-3. Jh. n. Chr. CHF 2'800

# Das kochende Tier

## Über den Ursprung des Kochens und die Anfänge des Menschseins

Von Yvonne Yiu



Geräuchertes Pferdefleisch umgeben von SILEX-FAUSTKEILEN aus dem Alt- bis Mittelpaläolithikum, ca. 600'000-40'000 B.P. Von links nach rechts: L. 11 cm, CHF 1'500, L. 13,3 cm, CHF 2'000, L. 14,6 cm, CHF 1'800.

«Meine Definition des Menschen lautet, dass er ein «kochendes Tier» ist. Tiere haben in gewissem Grade Gedächtnis, Urteil und alle Fähigkeiten wie auch Leidenschaften unseres Geistes; aber kein Tier kann kochen», schreibt James Boswell am 15. August 1773 in seinem Tagebuch, sich an ein scherzhaftes Gespräch unter Freunden über das Wesen den Menschen erinnernd. (*A Journal of a Tour to the Hebrides*, 1785, 16).

Seit jeher fasziniert die Menschen die Frage, was sie vom Tier unterscheidet. Es werden unter anderem der aufrechte Gang, die Verwendung von Werkzeugen, die Fähigkeiten zu Mitgefühl, moralischem Handeln und Abstraktion sowie der Glaube an Gott genannt. In seinem epochalen Werk *Die Abstammung des Menschen* hebt Charles Darwin insbesondere die Sprache, die Beherrschung des Feuers und das Kochen hervor: «Er hat die Kunst, Feuer zu machen, entdeckt, durch welches harte, holzige Wurzeln verdaulich und giftige Wurzeln oder Kräuter unschädlich gemacht werden können. Diese Entdeckung, wahrscheinlich die grösste mit Ausnahme der Sprache, die je vom Menschen gemacht worden ist, rührt aus der Zeit vor dem Dämmern der Geschichte her.» (1871, 137)

Ein ähnlich hoher Stellenwert des Kochens findet sich in der kulturhistorischen Literatur, für die in der Folge von Claude Lévi-Strauss' strukturalistischer Untersuchung der Mythen indigener Völker in Südamerika, *Mythologiques I, Le Cru et le Cuit* (1964), die Opposi-

tion vom Rohen und Gekochten zum Symbol für den Gegensatz zwischen Natur und Kultur geworden ist. «Durch das Kochen verändern wir einen natürlichen Zustand, erheben uns also über die Natur und werden dadurch menschlich», schreibt beispielsweise Michael Pollan in *Kochen: eine Naturgeschichte der Transformation* (2014, 67).

Derart klangvollen, rhetorischen Gesten wie bei Pollan begegnet man wohlweislich mit einer gewissen Skepsis. Doch bemerkenswerterweise sind die Anthropologen Leslie C. Aiello und Peter Wheeler mit ihrer «Expensive Tissue Hypothesis» zu ähnlichen Schlüssen gekommen (*Current Anthropology* 36 [1995] 199-211). Diese These fand rasch breite Anerkennung und es muss sich noch zeigen, ob die kritischen Stimmen in der neueren Forschung (z.B. A. Navarete et al., *Nature* 480 [2011] 91-93) sich durchsetzen können. Aiello und Wheeler gingen von der Beobachtung aus, dass der Mensch, im Vergleich zu anderen Lebewesen, in Bezug auf seine Körpermasse ein relativ grosses Gehirn hat. Während die Australopithecinen, die zwischen 3,5 und 1,8 Mio. B.P. lebten, ein Gehirnvolumen von ca. 400-500 cm<sup>3</sup> hatten, was in etwa dem eines Schimpansen entspricht, hat der moderne Mensch mit ca. 1'400 cm<sup>3</sup> ein dreifach grösseres Gehirn. Das Gehirn hat, verglichen mit anderem Gewebe, einen hohen energetischen Grundumsatz – obwohl es beim heutigen Menschen nur ca. 2 % des Körpergewichtes ausmacht, verbraucht es ca. 16 % des Grundumsatzes – doch ist der Grundumsatz eines

Organismus durch die Körpermasse nach oben hin beschränkt. Aiello und Wheeler vermuteten, dass eine Vergrösserung des energetisch «teuren» Hirns im Verlaufe der menschlichen Evolution nur durch einen Abtausch möglich war, also durch die Verkleinerung eines anderen «teuren» Gewebes. Ihre Berechnungen ergaben, dass das Gewicht des menschlichen Darms im Verhältnis zum Körpergewicht geringer als erwartet war und dass die dadurch eingesparte Energie in etwa derjenigen entsprach, die das grössere Gehirn bräuchte. Die Veränderungen in der Gestalt des menschlichen Brustkorbes im Verlaufe der Evolution wiesen ebenfalls auf eine Schrumpfung des Darms hin. Geht man folglich von einer Koevolution von Gehirn und Darm aus, ist es für das Verständnis, warum das Gehirn sich vergrössern konnte, unerlässlich zu wissen, warum die Menschen sich einen kürzeren Darm leisten konnten. Vergleiche mit Primaten legten nahe, dass die Verkürzung des Darms mit einer hochwertigeren Ernährung einher ging.

Aiello und Wheeler zufolge gab es im Verlauf der Menschheitsentwicklung zwei bedeutende Phasen des Gehirnwachstums. Die erste traf zusammen mit dem Auftreten der Gattung *Homo* vor etwa 2 Mio. B.P. (z.B. *H. habilis* mit ca. 650 cm<sup>3</sup>) und die zweite, in der das Gehirn seine heutige Grösse erreichte, war zeitgleich mit dem Aufkommen des archaischen *H. sapiens* vor ca. 0,5 Mio. B.P. Anatomischen Vergleichen zufolge profitierten die Bereiche, die für das Denken, Planen, Gedächtnis und die Sprache zuständig sind, überproportional vom Gehirnwachstum. Aiello und Wheeler schlugen vor, dass der erste Wachstumsschub durch den Übergang zu einer fleischreicheren Ernährung ermöglicht wurde und der zweite durch die Einführung des Kochens. Zudem hätten in einer Art Wechselwirkung die komplexeren Verhaltensweisen, die durch die Jagd und das Kochen verlangt werden, als selektiver Druck zugunsten des Gehirnwachstums dienen können.

In seinem populärwissenschaftlichen Buch mit dem etwas reisserischen Titel *Catching Fire. How Cooking Made Us Human* (2009) folgt der Primatologe Richard Wrangham im Wesentlichen der Argumentation von Aiello und Wheeler. Doch siedelt er den Übergang zum Kochen nicht beim Auftreten des *H. sapi-*

ens, sondern wesentlich früher beim Erscheinen des *H. erectus* vor ca. 1,8 Mio. B.P. an. *H. erectus* hat mit ca. 1100 cm<sup>3</sup> Gehirnvolumen ein erheblich grösseres Gehirn als der *H. habilis*, sein Brustkorb hat bereits die weniger ausgestellte Form, die auf einen verkürzten Darm hinweist, und zudem findet man beim Übergang vom *H. habilis* zum *H. erectus* die bedeutendste Verkleinerung der Zähne in der Evolutionsgeschichte der Menschheit. Insbesondere Letzteres versteht Wrangham als deutliches Indiz dafür, dass der *H. erectus* nicht mehr rohe, sondern viel leichter kaubare, gekochte Nahrung zu sich nahm.

Das Kochen bringt vielfältige Vorteile mit sich. Es erlaubt eine höhere Energieausbeute durch die bessere Verdaulichkeit der gegarten Lebensmittel; Giftstoffe und Krankheitserreger werden unschädlich gemacht und für die Nahrungszufuhr benötigte Zeit wird massiv gesenkt. Ein Schimpanse verbringt mehr als sechs Stunden am Tag nur mit Kauen; Menschen hingegen bringen weniger als ein Fünftel dieser Zeit hierfür auf. Ein enormer Zeitgewinn, der für andere Aktivitäten eingesetzt werden kann! Ferner führt Kochen zu einem differenzierteren Gruppengefüge, das von gegenseitiger Fürsorge und dem Teilen, sowohl von Arbeit als auch von Nahrung, geprägt ist. Wrangham zufolge machte also das Kochen den Mensch zum Menschen, weil es sowohl die physiologische Voraussetzung für den «brillianten menschlichen Geist» lieferte, als auch den Kristallisationspunkt für das typisch menschliche soziale Verhalten bildete.

Aus archäologischer Perspektive wird eine gewisse Zurückhaltung gegenüber solchen Überlegungen geübt, unter anderem, weil es nur wenige Belege für die Verwendung von Feuer zum Kochen aus dem Paläolithikum gibt. Es gilt als relativ sicher, dass die opportunistische Interaktion mit Feuer durch den Menschen ab ca. 1 Mio. B.P. stattfand, und es wird nicht ausgeschlossen, dass dieses Verhalten noch viel älter sein könnte. Das «fire foraging» etwa, bei dem natürliche Brandereignisse aufgesucht werden, um zusätzliche Nahrungsressourcen wie Vogeleier, Nagetiere, Echsen und kleine Tiere wie auch Wirbellose, zu erbeuten, wird bei verschiedenen Tierarten beobachtet und wird auch für die frühen Menschen angenommen. Die ältesten Hinweise für die kontrollierte Verwendung von Feuer sind in Ost Turkana und Chesowanja in Kenya ausgegraben worden und werden auf ca. 1,4 Mio. B.P. datiert. Rund ein halbes Dutzend weitere frühe Fundstellen sind bekannt; doch es wird angenommen, dass die Fähigkeit, natürlich vorkommende Feuer über längere Zeitspannen zu erhalten oder aber auch selber zu entzünden, erst ab ca. 400'000 B.P. entwickelt wurde. (Vgl. J.A.J. Gowlett, 2016, doi: 10.1098/rstb.2015.0164; M. Chazan, *Current Anthropology* 58 [2017] S351-S359).

Ein besonders plastisches Bild von der Verwendung des Feuers wird durch die auf 400'000 B.P. datierte Fundstelle in Schönningen, Deutschland, vermittelt. An einem Tag im Spätsommer oder vielleicht auch schon frühen Herbst wurde einer Gruppe früher Menschen, die der Gattung *H. erectus* nahe verwandt war, aussergewöhnliches Jagdglück beschert. Mit 1,8-2,5 Meter langen, hölzernen Wurfspießen, die eine Reichweite von bis zu 60 Metern hatten, bewaffnet, gelang es ihnen, an einem Seeufer eine Herde von Wildpferden zu erlegen. Eine solche systematische Jagd auf grosse, schnelle Tiere wurde vor diesem Fund nur *H. sapiens* zugetraut, da sie ein hohes Mass an Organisation, abstraktem Denken und wohl auch verbaler Kommunikation erforderte. Von den mindestens 20 an diesem Tag erlegten Pferden wurde ein Teil sicherlich sogleich gegessen. Mindestens vier Feuerstellen und ein als Bratspieß gedeutetes Artefakt legen nahe, dass das Fleisch davor gebraten wurde. Zudem weisen eine Anzahl von Tierknochen, vorwiegend Bison-Speichen, mit zahlreichen parallelen Schnittspuren darauf hin, dass das Fleisch, das nicht sofort verwertet werden konnte, in feine Streifen geschnitten wurde, um es wohl anschliessend durch Trocknen oder Räuchern haltbar zu machen. (H. Thieme, *The Lower Palaeolithic Art of Hunting*, in: *The Hominid Individual*, ed. C. Gamble, 2005, 115-132).

#### Geräuchertes Pferdefleisch Schöninger Art

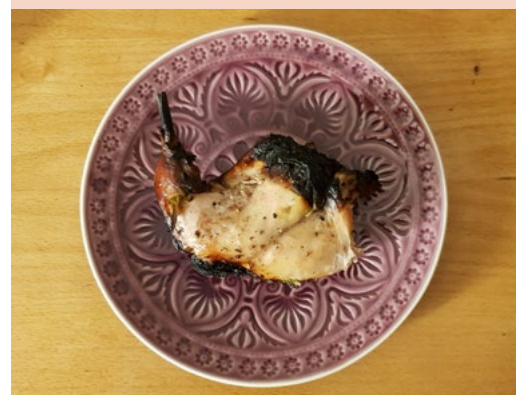


Im Freien ein Feuer entfachen. Für das Räuchergestell drei lange Hölzer oben zusammenbinden und zu einem Dreibein spreizen. Drei gerade Zweige an den Seiten des Dreibeins befestigen. Das Pferdefleisch in Streifen schneiden, über Zweige hängen und auf das Zweigdreieck legen. Sobald das Feuer niedergebrannt ist, das Räuchergestell über die Glut stellen und das Fleisch im Rauch während ca. 12-18 Stunden trocknen. Bei Bedarf Holz nachlegen. Für eine schmackhaftere Variante das Fleisch vor dem Räuchern 12 Stunden in Salzlake (80 g Salz auf 1 l Wasser) und einige Stunden in einer beliebigen Marinade einlegen.

Nebst dem Braten und Räuchern gibt es eine Vielfalt von Techniken, mit denen Nahrungsmittel vor der Einführung und konsequenten Nutzung von Keramikgefässen im Neolithikum gekocht werden konnten, etwa das Garen auf heissen Steinen, in der Asche oder im Lehm-mantel, sowie das Erhitzen von Flüssigkeiten in Behältern aus organischem Material, wie Holz oder Leder, durch die Zugabe von heissen Steinen. Mit diesen einfachen Methoden können sowohl Gerichte, die den natürlichen Eigengeschmack der Zutaten hervorheben als auch raffinierte Gerichte mit komplexen Aromen gekocht werden. Somit ist es gut möglich, dass sich bereits im Paläolithikum das Kochen zur Kunst entwickeln konnte.

#### Kaninchen im Lehm-mantel

Das Kaninchenfleisch in Kräuter und Blätter einwickeln, das Ganze in Lehm einhüllen und ca. 40 Minuten in der heissen Asche garen.



## Highlight

# Gefährlich-faszinierende Schlangen

## Nattern, Vipern und antiker Kult

Von Martin Flashar

«Die Schlangen spielten im Leben der Völker des Altertums eine so bedeutende Rolle wie keine andere Tierordnung mit Ausnahme der verschiedenen Haustiere.» So lautet der erste Satz des immerhin 63 Spalten umfassenden Artikels «Schlange» in *Pauly's Realencyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft* (aus dem Jahr 1921). Wer sich die mediterrane Welt vor 2500 Jahren vorstellt, wird das nicht als überraschenden Befund ansehen.

Lukan, römischer Dichter des ersten Jahrhunderts nach Christus, führt in seinem Epos über den Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius einen regelrechten Schlangenkatalog mit 15 unterschiedenen Arten auf – und zwar dort, wo er seine Version des Mythos von Perseus und Medusa, der prominentesten der drei geflügelten Gorgonen mit Schlangenhaaren, einfügt. Aus dieser Schlüsselstelle der antiken Literatur folgt zweierlei: Die antike biologische Kenntnis der Schlangen, angefangen bei der *Historia Animalium* des Aristoteles, erreicht einen hohen Grad treffender Naturbeobachtung. Und die Wirklichkeit des Reptils bleibt stets eng verwoben mit mythologischen Geschichten.

Zwei bronzene Schlangen sehen wir in dem kleinen Kunstwerk der Galerie Cahn, jeweils auf einem eigenen Sockel montiert. Die identische Zurichtung auf der Unterseite mit einem rechteckigen Dorn zeigt an, dass sie unweigerlich zusammengehören. Sie gleichen sich geschwisterlich, stammen ohne Zweifel aus einer Werkstatt, von derselben Künstlerhand. Bilden sie aber ein Paar? Natürlich. Die heute getrennte Positionierung auf zwei Sockeln kann nicht dem antiken Befund entsprechen. Da davon auszugehen ist, dass es nicht um Serienproduktion geht, spricht alles – ebenso wie auch die Herkunft aus demselben Vorbesitz – dafür, dass beide ursprünglich in ein und denselben steinernen Sockel eingesetzt gewesen sind. Der längere Teil der Leiber liegt eingeringt am Boden, jeweils linksläufig geführt, also nicht wie antithetische Pendants, sondern in weitgehender Wiederholung. Kopf und Hals jedoch klimmen angriffslustig empor und erscheinen momenthaft die Situation vor der eigentlichen Attacke des Gegners festzuhalten.

Besonders sind auffällig die unter dem Kinn der Schlangenköpfe hinab führenden kleinen Bärte. Das wird nicht der Natur abgeschaut, findet sich aber zum Beispiel bei den Schlangenköpfen der Medusa, ganz deutlich bei dem Schlangengürtel der Gorgo im archaischen Tempelgiebel von Kerkyra/Korfu. Auch der Pythondrache, den Apollon zu besiegen hat, weist dies Detail in den antiken Bildern auf. Göttliche Macht wird also ikonografisch indiziert.

Sind die regelmässigen Schuppungen der Haut – auf der Oberseite spitzoval und versetzt eingeritzt, unten in parallelen Rippen – nun Abbild der Realität oder Dekor und Oberflächenreiz der Bronze? Es trifft wohl beides zu. Das hat auch mit der Zeitstellung zu tun.



BRONZE-VOTIV: BÄRTIGES SCHLANGENPAAR IN ANGRIFFSHALTUNG. L. max. 11,5 cm. Griechisch, um 450 v. Chr. CHF 26'000

Die Arbeit muss zu einem Zeitpunkt entstanden sein, als man begann, in naturnaher Wiedergabe eine besondere künstlerische Aufgabe zu sehen – und zugleich der Versuchung erlag, Schönheit des Fleisches und der Haut positiv zu überzeichnen. Also werden die beiden Schlangenleiber in die klassische Epoche der griechischen Kunst zu datieren sein. Die relativ strenge, so ornamental wirkende Gravur der Schuppen spricht dafür, innerhalb des 5. Jahrhunderts mit dem Zeitansatz nicht allzu weit hinabzugehen.

Wirklich datierte Denkmäler für den Vergleich existieren kaum. Bei einer Gruppe bronzener Kerykeia (den Heroldsstäben des Gottes Hermes), die vermutlich aus Unteritalien stammt, gibt es äussere Indizien für eine Entstehung im fortgeschrittenen 5. Jahrhundert. Das Paar der Galerie Cahn wirkt formal aber eher älter. Die Metope des olympischen Zeustempels mit Herakles' Besiegung des Schlangengeheuers von Lerna ist zu schlecht erhalten. Aber das beschriebene Bildkonzept, narrativ die «Momente der Spannung» (Luca Giuliani) einzufangen, gehört unweigerlich in den Strengen Stil, in die Frühe Klassik, in die neue Epoche, in der erweitertes Verständnis für zeitliche Abläufe Raum greift.

Abschliessend zur Frage der Funktion des Objekts: Immer schon provozieren Schlangen, real und im Bild. Man ist fasziniert oder abgestossen. Dazwischen bleibt wenig Spielraum. So sagen es auch die Quellen: Drohende Gefahr und Giftigkeit wird oft masslos übertrieben – gegen die Realität. Es ist eine nicht bestrittene Tatsache, die besonders die französischen Strukturalisten in Bezug auf die griechische Religion, Bilderwelt und Mythologie herausgearbeitet haben: Das Schreckliche, das Hässliche erschreckt und stösst ab – fesselt aber zugleich den Blick, magnetisiert ihn gleichsam. Da steht es mit der Fratze der Gorgo nicht anders als mit vermeintlich gefährlichen Kriechtieren. Und genau diese Ambivalenz, tödliche Bedrohung einerseits, Häutung = Verjüngung = Erneuerung andererseits, definiert die Magie der Schlange in der Antike. Ein Votiv, eine Opfergabe ist das bronzene Schlangenspaar gewesen!